



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Frankreichs Kriegsziel

Bainville, Jacques

Hamburg, 1939

9. Kapitel: Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten

[urn:nbn:de:hbz:466:1-74607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-74607)

9. Kapitel

Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten

Es gab während der Monate, die dem Waffenstillstand folgten, einen Augenblick, wo die Unordnung so groß war, daß die Menschen glauben konnten, ganz Europa werde zugrunde gehen. Überall erhoben Hungersnot und Revolution ihr Haupt. Für den amerikanischen Lebensmittel-diktator Hoover gab es auf unserm alten Kontinent hundert Millionen Menschen zuviel, und Amerika, dem um seine eigene Versorgung bange wurde, ergab sich schließlich darein, sie verhungern zu lassen. Düstere Vorgefühle erfaßten die Gemüter. Der Geschichtsschreiber Ferrero verkündete das Ende der Alten Welt. Nicht einmal in den düstersten Stunden des Krieges hatte es je eine solche Verzweiflung gegeben. An der Londoner und Pariser Börse fielen die Kurse, wenn Spartakus in Deutschland siegte. Eines Abends las jemand in einem Zeitungsgebäude, das ein Treffpunkt für die Pariser ist, ein Telegramm: Das königliche Schloß in Berlin ist besetzt worden, die rote Fahne wurde darauf gehißt. Man hörte ein tiefes Seufzen. Es stammte von einem mit Frankreich befreundeten Diplomaten, der diesen Schlag nicht mehr hatte verwinden können. Auf den schrecklichen, aber organisierten Krieg der Nationen schien ein anderer, noch schrecklicherer Krieg zu folgen, um vollends zu vernichten, was von der alten Gesellschaft noch übriggeblieben war: der soziale Krieg, der Krieg um das Brot. Man hat ihn während

des wirklichen Krieges nicht gefürchtet. In den Monaten, die ihm folgten, verursachte er Schrecken, und dieser Schrecken war ein schlechter Berater. Er flößte den Wunsch ein, daß Deutschland sich konsolidierte, um der bolschewistischen Ansteckung Widerstand leisten zu können. Deutschland hat Widerstand geleistet und hat sich konsolidiert: es ist für uns dadurch nichts besser geworden. Die deutsche Revolution hatte einen bisher unbekanntem Charakter und hatte keine Ähnlichkeit mit dem, was sie nach der Prophezeiung Heinrich Heines sein sollte: Der Sturz der Monarchie, unter den Bedingungen, die wir geschildert haben, nicht aus Überzeugung, sondern aus Zweckmäßigkeitsgründen vollzogen, hatte schließlich infolge der plötzlichen Entspannung, die er verursachte, in Verbindung mit dem demoralisierenden Gefühl der Niederlage eine wirkliche Revolution und den Beginn einer wahren Anarchie herbeigeführt. Man konnte sich fragen, ob die Deutschen, die daran gewöhnt waren, regiert zu werden, überhaupt fähig seien, sich selbst zu regieren. Die Ordnung wiederherzustellen war eine schwierige Aufgabe. Die Mittel, mit denen es Deutschland gelang, zeugen von einer Methode und einer bestimmten Politik. Die ordnungsmäßige und legale Unterdrückung der Straßenunruhen wurde von einer außerordentlichen terroristischen Unterdrückung begleitet, die es auf die Häupter abgesehen hatte und die Führer beseitigte. Liebknecht, Rosa Luxemburg, Eisner, Haase, wurden einer nach dem andern ermordet. Bald hier, bald dort verschwanden andere aktivistische Angehörige der äußersten Linken. Erzberger, der als ein zersetzendes Element betrachtet wurde, erhielt einen Warnungsschuß, der diejenigen entmutigte, die es ihm gleichtun wollten. So hat sich Deutschland langsam aber sicher der Reaktion zugewandt. Der Kapp-Putsch im März 1920 war ungeschickt angelegt und verfrüht. Sein Mißerfolg hat aber die Parteien

der Rechten nicht daran gehindert, einen wirksamen Wahlfeldzug zu führen und drei Monate später, nach den Wahlen vom 6. Juni, in die Regierung einzutreten¹.

Die Monarchie der Hohenzollern hat Deutschland besiegt zurückgelassen. Aber sie hinterließ ihm auch einen Staat, eine Verwaltung, den Rahmen der Zivil- und Militärbehörden, eine geistige und eine industrielle Oberschicht und politische Überlieferungen. Das stellte ein großes Kapital dar, dank dessen Deutschland zunächst einmal mit seiner inneren Anarchie fertig wurde. Wenn auch Rücksälle möglich bleiben, so gilt die Methode, der es gelungen ist, die Ordnung wiederherzustellen, stets als gut. Die deutsche Regierung verfügt jetzt schon über weit mächtigere Mittel für ihre Anwendung als zu Beginn. Vor allen Dingen hat sich der Geist der Öffentlichkeit gefestigt. Deutschland verharrete nicht lange in der Verzweiflung; der Selbstmord eines Ballin nach dem Zusammenbruch angesichts des leeren Hamburger Hafens war nur ein vereinzelter Fall von Pessimismus. Es machte in dieser Beziehung verhältnismäßig wenig aus, ob Deutschland wieder Monarchie oder, wie Präsident Ebert gesagt hat, „die größte Republik der Welt nach den Vereinigten Staaten“ wird, oder ob es die Form eines großen Unternehmens annimmt, das durch Industriekapitäne vom Typus Hugo Stinnes' im Geiste der Hohenzollern geleitet wird. Auf jeden Fall hat Deutschland nicht abgewartet, bis seine innere Reorganisation vollzogen war, ehe es zum außenpolitischen Handeln und zur Offensive gegen den Vertrag von Versailles überging.

Die Unterdrückung der Anarchie, die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung ist nur der erste Schritt. Man darf

¹ Der auf Grund der Wahlen vom 6. Juni 1920 gebildeten Regierung Fejrenbach gehörten neben 2 Demokraten und 5 Angehörigen des Zentrums 3 Vertreter der Deutschen Volkspartei an. D. U.

indessen nicht vergessen, daß unter solchen Umständen der erste Schritt der schwierigste und auch der wichtigste ist. Im Jahre 1871 sind viele Franzosen während des Kommuneaufstandes beinahe verzweifelt. „Finis Franciae“, murmelte damals Renan, „Abgrund über Abgrund!“ Mit einer Übertreibung, die seine Erschütterung bezeugt — denn im Laufe der Zeiten gab es Augenblicke, in denen die Zukunft Frankreichs schwerer gefährdet schien —, fügte er hinzu: „Der 18. März 1871 ist im Laufe des letzten Jahrtausends der Augenblick, in dem das französische Selbstbewußtsein auf den tiefsten Punkt gesunken war. Wir zweifelten einen Augenblick, ob es sich davon erholen werde.“ Frankreich wurde mit der Kommune viel schneller fertig als Deutschland mit Spartakus und einem Kommunismus, der hundert Häupter hatte. Trotzdem spricht nichts dafür, daß Deutschland, das an seine große nationale Kraft glaubte, jemals auf seine Zukunft verzichtet hat. Das Merkwürdigste an seiner zähen Lebenskraft ist, daß der Gedanke an seine ungeheuren Rechenfehler und die falsche Einschätzung, die es auf allen Gebieten bewiesen hatte, sowohl in bezug auf militärische wie auf politische Fragen, vor dem Kriege und während des Krieges, ihm keinen Zweifel an sich selbst, an seinen Anlagen, an seinen Fähigkeiten eingeflößt haben, während ein Volk mit kritischem Geist ohne Zweifel dadurch niedergedrückt worden wäre. Frankreich hat lange gebraucht, um sich von dem Schlag zu erholen, den die Niederlage von 1870 seiner Moral und seinem Selbstvertrauen zugefügt hatte. Eine langdauernde Ängstlichkeit war der Katastrophe gefolgt. Bei den Deutschen kann man keinen ähnlichen Zustand beobachten. Die Erfahrung hat kaum einen Eindruck auf sie gemacht, und man fühlt, daß sie bereit sind, ihre Fehler, selbst ihre militärischen Fehler, zu wiederholen, da sie überzeugt sind, daß nicht ihre Intelligenz, sondern das

Glück sie im Stich gelassen habe und daß unter anderen Umständen gelingen könne, was nur an einem Zufall gescheitert sei.

Die verhältnismäßig schnelle Erholung Deutschlands nach einer so tiefen Erschütterung ist ein Umstand, der die angespannteste Aufmerksamkeit hervorrufen muß. Deutschland schien mehrere Male unvermeidlich im Chaos zu versinken. Die deutsche Einheit, die wie durch ein Wunder die Niederlage überdauert hatte, schien im Bürgerkriege zerbrechen zu müssen. Es schien, als ob die düsteren Vorhersagen, die Bismarck und Bülow für den Fall eines Sturzes der hohenzollernschen Bundesmonarchie gemacht hatten, sich erfüllen sollten. Es ist noch nicht gesagt, daß Bismarck und Bülow unrecht hatten. Der erste Kanzler des Reiches hatte zu seiner Zeit geglaubt, daß die deutsche Einheit das dynastische Band nicht entbehren könne. Der vierte Kanzler, dessen Beobachtungen der Gegenwart näherstehen, befürchtete für die Zukunft einen politischen Partikularismus, der an die Stelle des territorialen Partikularismus treten und seine Rückkehr einleiten werde. „Die Rechthaberei und die Kleinlichkeit, die Erbitterung und die Animosität, die ehemals den Streitigkeiten der deutschen Völker und Staaten innewohnten, sind auf unser Parteileben übergegangen“, schrieb Fürst Bülow in seiner „Deutschen Politit“.

Er machte auch auf eine andere eigentümliche Neigung des deutschen Geistes aufmerksam, der es liebe, „das Parteidenken zu internationalisieren“, das heißt, die Parteiideale über die Grenze hinaus auszudehnen, so daß etwa die deutschen Katholiken, um nur sie zu erwähnen, wirkliche „Ultramontane“ seien. Diese Bemerkungen des Fürsten Bülow dürfen gewiß nicht übersehen werden. Falls Deutschland in neue innere Krisen verfiere oder sich nach einer Periode der Beruhigung und Scheinbesserung endgültig

unfähig zeigte, eine dauerhafte Ordnung herzustellen und die alte Autorität durch eine neue zu ersetzen, ist es klar, daß die Parteikämpfe sich beträchtlich verschärfen würden. Spaltungen, wie sie die beiden Kanzler vorhersehen, könnten eintreten. Ein Beispiel dafür ist die stürmische Zurückweisung, die Bayern gegen den als ein Berliner Erzeugnis betrachteten Sozialismus an den Tag legt. Auf diese Weise erlangt der Gegensatz der Meinungen und Auffassungen durch die Macht der Tatsachen einen territorialen Charakter. Er könnte sogar leicht einen internationalen Charakter im Sinne des Fürsten Bülow annehmen. Denn ein konservativer Bayer würde mehr Verwandtschaft mit einem konservativen Frankreich als mit einem sozialistisch gefärbten Preußen empfinden. Der Partikularismus, der früher durch die Religionsstreitigkeiten unterstützt wurde, könnte heute, immer nach dem Urteil, das Fürst Bülow in ruhigen Zeiten über die Deutschen fällte, „durch den Kampf der Stände und Klassen“ unterstützt werden.

Mit andern Worten: die deutsche Einheit muß nach einer Gleichheit der politischen Gefühle und Gedanken bei den Hauptgruppen der Bevölkerung streben, aus denen sich das Reich zusammensetzt. In einem wohlgeordneten Deutschland sind die konservativen Bayern zufriedengestellt, treu, ebenso nationalistisch und alldeutsch wie ostelbische Stodpreußen. In einem anarchischen oder sozialistischen Deutschland würde das konservative Bayern einen Fremdkörper bilden, der rasch seinen eigenen Neigungen folgen würde. In dieser Hinsicht behalten die pessimistischen Bemerkungen der beiden Kanzler ihren Wert.

Wenn indessen Deutschland fortfährt, sich zu konsolidieren, so wird das durch die Berliner Regierung geschehen, und es wird sich allmählich in einem Zustand befinden, der dem von 1914 recht ähnlich ist. Man kann darauf wetten, daß von den

beiden Bildern, die ihm vor Augen stehen, auf der einen Seite das mächtige und blühende Reich der Vorkriegszeit, auf der anderen das Chaos, das der Revolution gefolgt ist, das erstere sich als das stärkere erweisen wird. Um es zu verwirklichen, sind die preußische Verwaltung und die preußische Überlieferung am meisten berufen. Darum ist es wenig wahrscheinlich, daß Bayern, wie manche zu glauben versucht sind, sich eines Tages an die Spitze der Wiederherstellung Deutschlands setzen könne. Es besitzt keines der Mittel, deren es für eine so schwere Aufgabe bedarf. Es ist sogar unwahrscheinlich, daß es ihm auch nur gelingt, einen Teilbund der Südstaaten zustande zu bringen. Nicht, daß es ihm im Laufe seiner Geschichte an Ehrgeiz gefehlt hätte, den ersten Platz unter den deutschen Ländern einzunehmen. Es hat aber niemals damit Erfolg gehabt. Der Charakter seiner Einwohner, seine geographische Lage, das Fehlen ursprünglicher und kraftvoller ziviler und militärischer Einrichtungen, die für eine so große Rolle ausgereicht hätten, verleihen ihm die Fähigkeiten nicht, die die Übernahme einer Hegemonie erfordert. Es ist ein Trugbild, wenn man sich ein Deutschland vorstellt, dem durch den mäßigenden Einfluß des bayrischen Elementes seine Gefährlichkeit genommen wäre. Das bayrische Element kann nur dann eine wohlthätige Wirkung ausüben, wenn es sich in partikularistischem Sinne betätigt, und wir haben gesehen, unter welchen Bedingungen der Partikularismus sich entwickeln kann. Im übrigen muß der absolute Grundsatz festgehalten werden, daß ein großes Deutschland für uns ungünstig ist, einerlei, ob es seine Hauptstadt im Süden oder im Norden hat. Das Haus Österreich, gegen das Frankreich zweihundert Jahre zu kämpfen hatte, hatte seinen Hauptsitz in Wien. Was würden wir dabei gewinnen, wenn wirklich München die Nachfolge von Wien und Berlin anträte? Nur ein autonomes und

im Gegensatz zu Preußen stehendes Bayern verdiente unsere Aufmerksamkeit und unser Interesse.

*

Die deutschen Länder und ihre Nachbarschaft haben indessen, wiewohl sie sich nach Ordnung sehnen, noch keine unbestrittene Festigkeit erlangt. Krisen, und zwar vielleicht Krisen einer neuen Art, stehen ihm noch bevor. Wir haben die Wirkungen geschildert, die ein verlängerter oder verschärfter revolutionärer Zustand in Deutschland hervorrufen könnte. Augenscheinlich würde ein solcher unheilbarer revolutionärer Zustand den Separatismus begünstigen. Welche Folgen dagegen würde unter territorialen Gesichtspunkten und im Hinblick auf die Gruppierung der Länder und Staaten ein Erfolg der Reaktion nach sich ziehen?

Es wäre kaum anzunehmen, daß die Reaktion, wenn sie endgültig in Berlin den Sieg davontrüge, auf Deutschland beschränkt bliebe. Sie würde ebensowenig auf Deutschland beschränkt bleiben wie auf das Gebiet des sozialen Lebens. Trotz der Unruhen, die noch an vielen Stellen der Alten Welt ausbrechen und ausbrechen werden, trotz des Fortbestandes des russischen Bolschewismus ist die Revolution im Begriffe, das Spiel zu verlieren, obwohl es niemals so günstig für sie gestanden hat. Die alte Gesellschaftsordnung, die man zerstört glaubte, hat eine geradezu erstaunliche Widerstandskraft bewiesen. In vielen Ländern, vor allen Dingen in Frankreich, ist sie kaum erschüttert worden. Wir wohnen einem erregenden Kampfe bei. Der Endsieg ist kaum zweifelhaft. Die Reaktion, die man kurz vor dem Kriege, 1912 und 1913, ahnen konnte, hat zunächst eine Verdunkelung durch den Triumph der liberalen Mächte, durch den Sturz dreier großer Monarchien und durch den Grundsatz der allgemeinen Demokratie erfahren, der die

Friedensverträge beherrscht. Das Chaos hat sich schnell eingestellt, und die alte zivilisierte Welt sah sich dem Untergang nahe. Dann hat die Gegenrevolution begonnen, und wenn man ihre Vorgeschichte in Betracht zieht, ist es kaum möglich, daß sie nicht bald oder später auch die Karte Europas verändert.

Der Trieb zur Erhaltung des Bestehenden, die konservative Tendenz, die stets die stärkste ist, wird sich auch auf dem Gebiet der allgemeinen Politik auswirken. Die Völker und die Regierungen werden nach der Wiederherstellung der Ordnung im Inneren notwendigerweise nach einer außenpolitischen Stabilität trachten. Die Verwirrung, die aus einer willkürlichen Verteilung der Staaten in Mittel- und Osteuropa hervorgeht, wird dann als eine internationale Anarchie betrachtet werden, die ebenso üble Folgen zeitigt wie die innere Anarchie und geeignet ist, sie hervorzurufen. Die unbeschränkte Anwendung des Nationalitätsprinzips ist ein Versuch, der keine günstigen Ergebnisse gehabt hat. Indem er die schwachen und rivalisierenden Staaten vervielfachte, hat er auch den Bürgerkrieg und den Staatenkrieg vervielfacht. Um mit diesen beiden Landplagen fertig zu werden, wird eine Reorganisation als unerlässlich erscheinen. Nachdem Europa eine soziale Ordnung wiederhergestellt haben wird, die der früheren sehr viel ähnlicher sein wird, als man glauben möchte, wird es geneigt sein, die Staatschöpfungen zu revidieren, die nicht lebensfähig sind oder infolge ihrer Unfähigkeit zur Selbstverteidigung und Selbstverwaltung eine unaufhörliche Ursache der Unruhe bilden.

Diese diplomatische Gegenrevolution wird die unerlässliche Folge der innerpolitischen Gegenrevolution sein. Sie wird

sich derselben Mittel bedienen, das heißt, sie wird nicht ohne Kämpfe und Schmerzen vor sich gehen und von den am stärksten veränderten und den am wenigsten stabilen Teilen Europas ihren Ausgang nehmen. Ein bekannter Historiker konnte dreißig Jahre im voraus ankündigen, daß die österreichische Frage im Anschluß an die Orientfrage aufgeworfen werden würde. Dennoch bedurfte es zur Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie einer Krise ohnegleichen; Kämpfe waren dafür erforderlich, an denen die meisten Völker teilgenommen haben. Die Wiederherstellung irgendeines politischen Gebäudes an Stelle der Ruinen, die die Vergangenheit übriggelassen hat, wird wahrscheinlich eine der Aufgaben der nächsten Zukunft sein. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie ohne eine andere Krise oder einen neuen Rückgriff auf die Gewalt erfüllt werden kann. Man kann sich viele andere Kombinationen denken als die, die die Verträge in Mittel- und Osteuropa geschaffen haben. Zwei Fälle indessen haben die geringste Wahrscheinlichkeit. Zunächst der Fall, daß das, was der Friedensvertrag geschaffen hat, viel länger dauern werde als die Voraussetzungen, unter denen die neuen Staaten geschaffen und ihre Grenzen abgesteckt wurden. Sobald die Alliierten nicht mehr den Willen oder die Fähigkeit haben, sich diesen Veränderungen zu widersetzen, sobald sie nicht mehr in ihrer Überwachung und ihrer Schutzherrschaft über die allzu verschiedenen Völker einig sind, wird es nicht mehr lange dauern, bis diese Völker eine neue Verfassung erhalten. Der andere ebenso unwahrscheinliche Fall ist der, daß diese Völker aus eigenem Antrieb, in voller Freiheit und mit allgemeiner Zustimmung, ein Gebilde schaffen, das in gewisser Weise an das alte Österreich erinnern würde. Wenn einige Millionen Deutsche und sogar die Slowaken nicht zwangsweise dem tschechischen

Staat einverleibt worden wären, wären sie niemals freiwillig in ihn eingetreten. Wenn sie sich aus der Tschecho-Slowakei befreien können, so wird das durch den Einfluß einer ausländischen Macht geschehen. Deshalb werden umgekehrt die Erben der österreichisch-ungarischen Monarchie sich nicht durch ein gemeinsames Abkommen zusammenschließen, so groß ihr Interesse an einer Lebensgemeinschaft sein mag. Man hat lange an einen Balkanbund geglaubt, der sich niemals gebildet hat. Eine Donauföderation, die ganz von allein entstünde, einfach weil das die vernünftigste Lösung wäre, ist ebenso ein Trugbild. Wer von Einigung spricht, spricht damit vom Einiger; wer sich einen Bund vorstellt, muß sich fragen, wer diesen Bund schafft. Die Donauländer haben bisher nur einen Einiger erlebt: den Habsburger. Als der Kaiser im Jahre 1848 aus Wien vertrieben war, hätte sich das Reich bereits aufgelöst, wenn es nicht die Armee, den Fürsten Windischgrätz und Radetzky gehabt hätte, in dessen Lager nach dem berühmten Vers Österreich war. Ein anderer Habsburger stürzte im Jahre 1918. Er behielt weder ein Heer noch Heerführer. Man kann nicht ernstlich an der Annahme festhalten, daß Kaiser Karl oder irgendein anderes Mitglied seiner Familie, wenn er plötzlich auf den Thron berufen würde, Österreich allein dank des Legitimitätsprinzips wiederherstellen könne. Dieser Grundsatz allein ist ebenso unfähig, ein Reich zu schaffen, wie das Ideal des republikanischen Föderalismus. Die Volksteile der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie werden trotz der Vorteile, die eine Vereinigung böte, in einem Zustand der Feindseligkeit oder mindestens des Mißtrauens weiterleben und untereinander wechselnde Koalitionen bis zu dem Tage bilden, wo der wahre Einiger erscheinen und sich durchsetzen wird; diese Aufgabe wird dem Robustesten

zufallen, der am besten imstande ist, die andern zu vereini- gen, indem er sie beherrscht.

Man hat Frankreich öfters einen Vorwurf daraus gemacht, daß es seit dem Waffenstillstand versucht habe, eine Donauföderation zustande zu bringen. Indessen war dies sein Recht und seine Pflicht. Das Gleichgewicht und die Ruhe Europas verlangen es, aber es ist höchst unwahrscheinlich, daß Frankreich allein durch diplomatisches Zureden zu einem Erfolge kommen wird. So wenig wie die Aufteilung Deutschlands wird die Konzentration Österreichs auf Kommando geschehen. Die Gelegenheit dazu muß durch die Ereignisse und durch das Spiel der natürlichen Kräfte geschaffen werden. Es wird sich darum handeln, diese Kräfte zu erkennen, zu unterscheiden und im richtigen Sinne zu leiten. Es ist keineswegs gesagt, daß die große Donaumacht, die sich neu bilden könnte, auf jeden Fall unserm Interesse entspräche. Man müßte sich auch davor hüten, daß ihr Entstehen nicht in einer Weise vor sich ginge, die geeignet wäre, die Völker zu alarmieren, die imstande sind, wirksamen Widerstand zu leisten.

Wenn man von diesen Grundsätzen ausgeht, so kommt man zu dem Schluß: wenn eine Einigung zustande kommen soll, so muß das einigende Element nicht notwendigerweise die zahlreichste, aber die robusteste und wehrhafteste Nationalität sein. Nur für zwei Nationalitäten, Jugoslawien und Ungarn, trifft das zu. Es scheint, daß die letztere trotz des über sie hereingebrochenen Unheils die erforderlichen Bedingungen vereinigt, während sie der anderen fehlen. Die Ungarn haben ein kraftvolles Nationalgefühl und einen harten Willen. Sie haben, so paradox das scheinen mag, ihren Nachbarn gegenüber, die sich auf ihre Kosten vergrößert haben, den Vorteil, daß sie keine neu hinzugekommenen Bevölkerungsteile zu assimilieren brauchen. Ihre

Einheit ist rein. Sie können die verschiedenen kleinen oder mittleren Staaten beunruhigen, die sie umgeben, aber keine der Großmächte hat einen unmittelbaren Grund, sich ihrer Wiedererhebung und ihren Fortschritten entgegenzustellen. Das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen dagegen wäre, selbst wenn es aus hinreichend gehärtetem Stahl bestünde, um auswärtige Pläne größeren Umfangs durchzuführen, sofort der Gegnerschaft Italiens ausgesetzt, das sich alsbald um jedes mögliche Bündnis gegen Serbien bemühen würde. Andererseits hat Ungarn, soweit man überhaupt so unsichere Faktoren einschätzen kann, den Umstand für sich, daß es als erster Staat in die Bewegung einer europäischen Reaktion eingetreten ist, die, wenn sie endgültig Erfolg haben sollte, den Sieg nicht ohne einige neue Kämpfe davontragen wird. Sei es, daß die gegenrevolutionäre Strömung anwächst oder daß die Revolution wieder zur Offensive übergeht, sei es, daß ein weißes Europa mit einem roten Europa zusammenstößt — Ungarn scheint in seinem jetzigen Zustande in einer günstigen Stellung, um die konservativen Elemente seiner Nachbarschaft, sogar soweit sie deutsch sind, um sich zu kristallisieren. So könnte man an eine Ausdehnung der Donauföderation denken, die bis nach Bayern hin ausstrahlte.

Wohlverstanden ist es keineswegs sicher, daß die Entwicklung, selbst wenn sie ungefähr so verläuft, wie wir sie uns gelegentlich vorstellen, notwendigerweise und vollständig unseren Interessen entsprechen muß. Anstatt Gebiete zu seinen Gunsten zu vereinigen, könnte Ungarn sie sehr wohl zum Nutzen Deutschlands vereinigen, indem es selbst durch die Anziehungskraft eines neugeordneten, kraftvollen Deutschland beeinflusst wird und ihr erliegt. In dieser Hinsicht wird alles von der Schnelligkeit der politischen Restaurationsbewegung in den Ländern abhängen, die imstande

sind, Einfluß auszuüben und die Initiative zu ergreifen. Ein Deutschland, das sehr schnell zur Ordnung in allen seinen Gebieten zurückkehrte, hätte davon auch den außenpolitischen Vorteil. Nicht nur, daß ein solches Deutschland die konservativen Elemente des Südens an sich fesselte, anstatt sie abzustößen, es würde auch fremde Elemente anziehen, die gleichfalls nach Ordnung, nach einer konservativen Politik — und nach Revanche verlangen. Wie vor 50 Jahren würde dann Berlin für die Ungarn das Ziel eines politischen „Gewaltmarsches“ sein. Osterreich-Ungarn würde dann ganz oder teilweise wiederhergestellt werden, aber zugunsten des Deutschen Reiches und als Dependance dieses Reichs. Abgesehen davon, daß an dem Tag, wo der Anschluß der österreichischen Republik vollzogene Tatsache sein wird und das Berliner Deutschland sich in Wien festgesetzt hat, es am Vorabend des Einmarsches in Budapest stünde und damit endlich das berühmte Mitteleuropa errichtete. Alles hängt davon ab, von welchem Punkte die Bewegung ausgeht. Die europäische Zukunft hängt von einer neuen Schlacht von Königgrätz oder von dem politischen und moralischen Äquivalent eines zweiten Königgrätz ab. Dieser Teil des Kontinents ist zu sehr zerstückelt und zu schlecht eingerichtet, als daß er nicht eines Tages seinen Zusammenschluß finden müßte. Das bedeutet für Frankreich einen Grund mehr, sehr sorgfältig die Punkte zu beobachten, von denen die künftigen Zusammenschlüsse ausgehen können, einen Grund auch, weshalb Frankreich überall Interessen behält und sich nirgends zurückziehen kann.

Man darf die Rolle nicht vernachlässigen, die Ungarn spielen kann, so klein es geworden ist oder eben weil es klein geworden ist. Schon weil es an der Donau eine außerordentlich günstige Mittellage einnimmt, kann es in der Zukunft im Bösen oder im Guten eine Rolle spielen. Für die Vor-

ausficht und das politische Handeln muß man sich an den Rat halten, den ein Staatsmann des 18. Jahrhunderts hinterlassen hat und den man zu unrecht allzu leicht genommen hat: „Alles berechnen und nicht alles fürchten.“ Man muß sich mit Friedrich II. daran erinnern, daß es „eine Art Verhängnis gibt, oder an Stelle eines Verhängnisses sekundäre Ursachen, die den Ereignissen oft eine Wendung geben, die alle Pläne und alle Voraussicht umstoßen“. Friedrich fügt hinzu: „Sowie günstige Umstände in Erscheinung treten, geht von ihnen eine Art Aufhellung aus, aus der die Geschicklichkeit Nutzen zieht.“ Man muß sich bereit halten, aus diesen günstigen Umständen Nutzen zu ziehen.

*

Man hat dreißig Jahre lang wiederholt, daß die Orientfrage einen allgemeinen Krieg entfesseln werde. Alle Propheten stimmten darin überein. Diese Warnung war völlig wertlos. Ein berühmtes Gleichnis besagte: „Der Balkan und die Straßburger Schanze beherrschen die europäische Politik.“ Heute hat das Gleichnis sich verändert. Man könnte jetzt sagen, daß die europäische Politik von der Hagia Sophia und den schlesischen Hochöfen beherrscht wird. Man könnte auch andere Gleichnisse wählen. Mit der Veränderung der gewohnten Größen der Politik hat sich ihr Schauplatz beträchtlich nach Osten ausgedehnt. Überall haben sich weite Abgründe eröffnet, die um so tiefer sind, je weiter man nach dem Osten geht. Man darf keine Furcht vor Schwindel kennen, wenn man in sie hineinblicken will.

Das europäische System, das wohl oder übel von 1871 bis zum Weltkrieg bestanden hat, beruhte auf einer Hexarchie, der Vorherrschaft der sechs Großmächte (Frankreich, England, Italien, Deutschland, Österreich, Rußland), deren vorherige Übereinstimmung für die Regelung der Schwierig-

keiten im Orient erforderlich war. Das war das „europäische Konzert“. Ohne daß diese Mächte sich untereinander ins Einvernehmen setzten, hätte nicht die geringste Angelegenheit in Mazedonien entschieden werden können, oder aber sie hätte die gefährlichsten Ausmaße angenommen, da dann die „Hexarchen“ zusammengestoßen wären. Das „europäische Konzert“ war die Versicherung gegen diese Gefahren. Es war zugleich ein gewisses Fortbestehen der alten Christenheit, eine Art europäisches Zivilisationsyndikat gegenüber dem Islam. Dazu kam ein Grundsatz, der damals ein Dogma war: die Unverletzlichkeit des Ottomanischen Reiches. So offensichtlich dessen Hinfälligkeit war, man stieß stets wieder auf die Notwendigkeit, es möglichst unberührt zu lassen, einmal, um nicht in die stürmische Epoche der Aufteilung und der damit verbundenen Rivalitäten einzutreten, und dann infolge der Auffassung, daß die alte Türkei die gemäßigtste und Europa am nächsten stehende Form des Islam darstellte. Man hätte nichts dabei gewonnen, wenn die alten türkischen Diplomaten, die vorsichtigen und durchtriebenen Wesire, an deren Verhandlungsweise man gewöhnt war, durch Sanatiker ersetzt worden wären. Die jungtürkische Revolution hatte einen Vorgeschmack davon gegeben, was die Wiedererweckung des Nationalismus durch den Liberalismus im Orient hervorbringen würde. Vor allem war Konstantinopel, „dieses verhängnisvolle Konstantinopel“, eine Stadt, die soviel Begehrlichkeiten hervorruft, daß sie am besten türkisch blieb, damit sich niemand ihrer bemächtigen konnte.

Nach den zwischen den wichtigsten Alliierten während des Krieges abgeschlossenen Vereinbarungen sollte Konstantinopel allerdings an Rußland fallen. Was wäre eingetreten, wenn Rußland der Entente bis zum Ende treu geblieben und nach dem gemeinsamen Siege seinen Anteil an der

Beute verlangt hätte? Es hätte ohne Zweifel ihn ebenso wenig erhalten, wie wir den unsrigen am Rhein erhielten; man hätte sich aus der Affäre gezogen, indem man auf den üblichen Ausweg zurückgekommen wäre und die Unversehrtheit der Türkei aus Gründen der europäischen Staatsräson aufrechterhalten hätte. Die Türken haben vielleicht durch den Zusammenbruch des russischen Kaiserreiches mehr verloren, als sie wissen. Auch im Orient gab es ein klassisches Gleichgewicht, das die Begehrlichkeiten neutralisierte und das noch durch nichts ersetzt ist.

England hat lange geschwankt und streckte seine Hand mehrmals aus, um sie dann wieder zurückzuziehen, aber zum Schluß hat es doch nicht gewagt, sich Konstantinopels zu bemächtigen. Es hat Konstantinopel nur seinen Strohmannern, den Griechen, in Reichweite gebracht. Die Stadt selbst verbleibt dem Sultan oder vielmehr der Sultan verbleibt in der Stadt. Aber wie groß ist seine Autorität? Wo sind die Türken, die ihm gehorchen? Die Griechen schließen ihn nahezu in die Bannmeile seiner Hauptstadt ein¹. Eine internationale Meerengenkommission besitzt mehr Souveränität als er. Besatzungstruppen unter internationalem Kommando werden dauernd am Bosphorus bleiben. Theoretisch gehört Konstantinopel niemand. Eines Tages jedoch wird es jemandem gehören müssen. Das System, die hochempfindlichen Punkte der Karte zu internationalisieren, ersetzt das verschwundene natürliche Gleichgewicht durch ein künstliches. Das ist nur eine vorläufige Lösung, ein Übergang. Die Alliierten

¹ Im Friedensvertrag von Sevres (10. August 1920) erhielt Griechenland Thrazien mit der Halbinsel Gallipoli bis zur Tschataldschalinie; ferner die ägäischen Inseln (außer Rhodos) und Smyrna. Erst der Sieg Kemals über die Griechen in Kleinasien (August 1922) führte zur Revision des Friedens von Sevres, die der Türkei ihre heutige Gestalt gab. D. U.

haben in Konstantinopel einen gefährlichen Prozeß nur aufzuschieben vermocht.

An einem der wichtigsten Punkte der Welt ist damit eine Leere, ein weiter Raum für das Unbekannte entstanden. Über die Zukunft Konstantinopels und Kleinasiens ist eine Vorhersage unmöglich. Nur eins ist sicher: wenn Griechenland imstande sein soll, die weiten Gebiete zu behaupten, die es erhalten hat und deren Verteidigung sehr schwierig ist, so muß es viel stärker werden, als es jetzt ist — so stark, daß es ihm nicht schwerer fallen dürfte, Konstantinopel an sich zu reißen, als Smyrna zu behaupten. Griechenland muß die Nachfolge des byzantinischen Kaiserreiches antreten, oder es wird auch Thrazien und Jonien verlieren. Kleinasien ist ebenso zerschlagen und zerstückelt worden wie Mittel- und Osteuropa. Die Ähnlichkeit geht so weit, daß Armenien¹ im kleinasiatischen Raum dieselbe Rolle spielt wie Polen in Osteuropa; ebenso wie dieses ist es zwischen zwei Feinde eingeflemmt, die sich nur zu verbinden brauchen, um es zu vernichten. Aber wenn die Zukunft für Mittel- und Osteuropa schon dunkel ist, so sucht man für Kleinasien vergebens nach irgendeiner Richtweisung. Das Chaos ist um so schlimmer, als sich dort Nationalitäten mit Mandaten der europäischen Mächte vermengen, die Kreuzzüge mit der Société des Nations, die Reste des christlichen Protektorats Frankreichs mit dem Petroleumhandel und dem Schutz des Weges nach Indien, wobei sich dies alles angesichts des Islam abspielt, einer Kraft, deren Richtung und Entwicklung sich jeder Vorausberechnung entzieht; dahinter steht dann immer noch die Drohung, die Rußland bedeutet, wenn es ihm gelingt, auf seinen Anteil Anspruch zu erheben.

¹ Von dem durch den Friedensvertrag von Sèvres geschaffenen armenischen Staat fiel Westarmenien bald an die Türkei zurück, den Rest eignete sich 1921 Sowjet-Rußland an. D.  .

An dieser Grenze zweier Welten und zweier Zivilisationen hat der Friedensvertrag einen Zustand des Verfalls geschaffen, der so vollständig ist, daß niemand zum Beschützer des armenischen Waisenkindes werden wollte. Überall herrscht Mißtrauen und Zurückhaltung, die nichts zu einer Lösung beitragen. Auch hier ist nur eine Ursache der Unsicherheit zu den bereits vorhandenen hinzugetreten. Im Fall eines neuen europäischen Zusammenstoßes liegt in Kleinasien der Stoff für einen ungeheuren Brand bereit. *Hinc movet Euphrates, illinc Germania bellum.* Das galt zu Vergils Zeiten, es galt 1914, und kann auch weiterhin gelten. Zwischen dem Euphrat und dem Rhein besteht fast dauernd eine Beziehung, und Frankreich sieht sich in Kleinasien stark in Anspruch genommen, um in Syrien wenigstens eine Parzelle seines alten Erbes zu bewahren, während ihm gleichzeitig für lange die Aufgabe bleibt, seine Rechnung mit Deutschland zu machen.

Das türkische Reich hatte in gewisser Weise wie die österreichisch-ungarische Monarchie seine Dauer der Schwierigkeit verdankt, die seine Beseitigung und seine Ersetzung für Europa bedeuteten. Solche alten Staatskonstruktionen bieten die Annehmlichkeit, bekannt zu sein. Außerdem neutralisierten sie die Konflikte der Rassen und der Religionen. Den Diensten, die sie ehemals leisteten, wird man noch einmal nachtrauern. Wenn sich die Türkei ebenso wie Österreich auf die schlechte Seite geschlagen hat, so lag der Ursprung des Übels im Vorhandensein eines großen Deutschlands. Und so lange der Grund des Übels fortbesteht, muß man auch mit dem Einfluß rechnen, den ein mächtiger deutscher Staat in diesen Gegenden ausübt, wo die alten politischen Gebilde verschwunden sind. Sicher ist folgendes: für Frankreich, ein altes Land, sind Umwälzungen nicht günstig; es hat überall eine im Verlauf der Zeiten erworbene Stellung;

seine Interessen sollten es darum konservativ machen, da es, seitdem es seine nationalen Ziele erreicht hat, durch Umwälzungen nur verloren hat. Bei jeder haben wir etwas von unserm Kapital eingebüßt. Jedesmal, wenn sich die Szenerie des alten Europa gewandelt hat — und das geschah stets mit unserm Willen oder mit unserer Zustimmung! —, hat Frankreich seit der Mitte des letzten Jahrhunderts mit einer verblüffenden Regelmäßigkeit als erstes Land darunter zu leiden gehabt. Besonders im Orient, wo wir kostenlos eine bevorzugte Stellung einnahmen, gebot die Vorsicht, an das Bestehende nicht zu rühren oder die Schäden wenigstens auf den geringsten Raum zu beschränken. Die Türken werden nur einige kleinasiatische Provinzen behalten. Unser Einfluß wird sich dort nur auf ein geringes Gebiet beschränken. Wir werden wenig Nutzen, aber viel Last davon haben. Und was wird die Welt dabei gewinnen? Vielleicht wird die Leere an diesem gefährlichen Berührungspunkte Europas und Asiens andere Eroberer herbeirufen; dann wird man denen nachtrauern, die durch den Lauf der Jahrhunderte gezähmt worden waren.